

Sonja Rupp:

Schreiben als Menschwerdung.

Amos Oz, Eine Geschichte von Liebe und Finsternis.

In: Wort und Antwort 50 (<http://www.wort-und-antwort.de>) (2009), H. 4. (c) Matthias-Grünewald-Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern, S. 172-177:

„Als kleiner Junge wollte ich, wenn ich einmal groß wäre, ein Buch werden. Nicht Schriftsteller, sondern ein Buch“¹.

In diesem fiktional erinnerten Ausspruch des Protagonisten und Ich-Erzählers aus dem dritten Kapitel des Romans kommt ein Kernstück seiner Lebensproblematik zum Ausdruck. Dass er als erwachsener Mann letztlich doch nicht Buch, sondern Schriftsteller wird, ist Teil einer komplexen Entwicklung, Teil seiner Selbstwerdung. Um diese soll es im Folgenden gehen.

Autobiografie und Fiktion

Der Roman erzählt die Geschichte des Jungen Amos und seiner aus dem osteuropäischen Judentum stammenden, weit verzweigten Familie. Er setzt ein im Jerusalem der vierziger Jahre, dem Ort, an den seine Eltern wie auch etliche der anderen emigrierten Juden vor den Verfolgungen und der existentiellen Bedrohung durch die Nationalsozialisten fliehen konnten – im Gegensatz zu den unzähligen anderen, denen dies nicht oder nicht mehr gelang.

Im Roman werden Autobiografie und Fiktion mit der Geschichte des Staates Israel zur Zeit seiner Entstehung sowie der Lebenswelt des osteuropäischen Judentums eng verknüpft. So wird aus der Perspektive des Ich-Erzählers, der zugleich Romanfigur ist, die Geschichte des Autors und seiner Vorfahren fiktional rekonstruiert, angefangen um 1900 bei den Urgroßeltern in Litauen und der Ukraine, bis hin zum komplexen Verhältnis des Autors zu seiner Heimat Israel. Dabei lässt sich der Ich-Erzähler wie in einer Psychoanalyse von seinen Erinnerungen treiben, springt zuweilen um hundert Jahre vor oder zurück, greift stellenweise bereits Erwähntes wieder auf, wiederholt es, betrachtet es unter einem anderen Aspekt oder schildert es ausführlicher.

Der entscheidende Punkt, auf den hin der Roman unaufhörlich zuläuft, um den er in verschiedenen Variationen, Rückblenden und Vorausblicken kreist, ist der Selbstmord der Mutter des Protagonisten Amos. Mit ihm endet der Roman, endet „Eine Geschichte von Liebe

¹ Amos Oz, Eine Geschichte von Liebe und Finsternis. Roman. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, Frankfurt/Main 2006 (suhrkamp taschenbuch 3788), [orig. hebr. Jerusalem 2002], S. 38; vgl. auch S. 475-477. Die weiteren Seitenangaben fortan im Fließtext.

und Finsternis“, die Geschichte einer kleinen Familie, Vater, Mutter und Sohn, und einer enttäuschten Liebe. Eine Geschichte, in der sich das Schicksal vieler spiegelt, eingewoben in die Lebenswelt des aschkenasischen Judentums, verknüpft mit einer Gesellschaftsgeschichte kurz vor und nach der Entstehung des Staates Israel.

Sie ist auch die Entwicklungsgeschichte des Jungen Amos, die sich vor und inmitten dieser Hintergründe abspielt und die der Ich-Erzähler im Roman wiedererstehen lässt. Bewegt ist er dabei von dem „eigenartige[n] Drang“, den der Protagonist schon als Kind beim Spielen hatte: dem „Verlangen, dem eine zweite Chance zu geben, das eine solche weder hat noch haben wird“. Dieses Verlangen zählt für ihn „noch heute zu den Antriebskräften, die mich bewegen, immer dann, wenn ich mich hinsetze, um eine Geschichte zu schreiben.“ (S. 44).

Amos Klausner wird am 4. Mai 1939 in Jerusalem als Kind des 1933 aus Litauen nach Palästina emigrierten Gelehrten Arie Klausner und seiner 1934 aus Polen eingewanderten schönen und klugen Frau Fania, geb. Mussmann, geboren. Er gehört zur ersten Generation der in Palästina, bzw. Israel, geborenen jüdischen Emigrantenkinder.

Trotz aller Gelehrsamkeit und Mehrsprachigkeit seiner Eltern: der Vater liest sechzehn oder siebzehn Sprachen und spricht elf, die Mutter spricht vier oder fünf Sprachen und kann sieben oder acht lesen, lehren sie ihren Sohn „einzig und allein Hebräisch“ (S. 8), das sie selbst zwar gut, aber nicht perfekt beherrschen (S. 22). Untereinander unterhalten sich die Eltern oft auf russisch oder polnisch. Den Grund für ihre Entscheidung, ihren Sohn keine europäischen Sprachen zu lehren, vermutet der Ich-Erzähler in ihrer Sorge, dass Fremdsprachenkenntnisse auch ihn „den Verlockungen des wunderbaren und tödlichen Europa aussetzen“ könnten (S. 8).

In diesem Oxymoron: dem lockenden „wunderbaren und tödlichen Europa“, kommt die ganze Ambivalenz des Verhältnisses der Eltern zu Europa als ein grundlegendes Problem der europäischen Einwanderergeneration zum Ausdruck. Es ist die Sehnsucht nach einem „wunderbaren“ Europa (S. 8-9), wie es nur noch in den Erinnerungen, Sehnsüchten und Träumen, den Geschichten und Büchern der emigrierten Eltern, Großeltern und ihrer Freunde, Nachbarn und Bekannten existiert, die Sehnsucht nach einem für sie verlorenen „Europa vor Hitler“ (S. 29). Diese Sehnsucht geht jedoch zugleich einher mit ihrer unsäglichen Enttäuschung über und der Angst vor dem „tödlichen“ Europa des Antisemitismus, der Pogrome, des Nationalsozialismus, das sie verlassen mussten, um zu überleben. Der Ermordung unzähliger ihnen nahe und ferner stehender Menschen. Ihrer bitter enttäuschten Liebe zu Europa. Der stets gegenwärtigen Angst vor alter und neuer Verfolgung, Demütigung und Ermordung, verbunden mit der Absicht, sich nie wieder demütigen, sich niemals mehr

wie „Lämmer [...] zur Schlachtbank führen“ zu lassen (S. 20). Aus ihr resultiert wohl auch die beständige Angst der Eltern und ihrer Freunde und Bekannten vor Lächerlichkeit, die durch ihre Sprachunsicherheiten als Emigranten noch verstärkt wird. Zumal das Hebräische zu jener Zeit noch im Wandel hin zu einer gesprochenen Sprache ist, und „[m]an konnte nie sicher sein, ob man nicht unfreiwillig etwas Lächerliches sagte“ (S. 22).

Die Sprachgrenze verläuft dabei genau zwischen den schon in Palästina bzw. Israel geborenen und aufwachsenden Kindern und den aus der Diaspora stammenden emigrierten Eltern und Großeltern. Sie ist kennzeichnend für einen dem jungen israelischen Staat in besonderer Schärfe eigenen Generationenkonflikt zwischen der bereits im Land geborenen Generation von Amos und der innerlich nie angekommenen, heimatlos wandernden „Wüstengeneration“ (S. 719) seiner Eltern. Dieser Konflikt des Jungen Amos mit der „Wüstengeneration“, vor allem mit dem Vater, spitzt sich im Verlauf des Romans, nicht zuletzt verschärft durch die Krankheit und den Suizid der Mutter, unaufhörlich zu.

Geraubte Kindheit

Der Roman beginnt mit einer Schilderung der kleinen, niedrigen Souterrainwohnung der Familie des Jungen in Kerem Avraham, einem von der Schwermut der Menschen geprägten Stadtviertel in Jerusalem. Es herrscht die Enge eines „zweifachen Verbots- und Bremssystem[s]: Die Benimmregeln des europäischen Bürgertums verdoppelten die Hemmungen des religiösen jüdischen Shtetls. Eigentlich war fast alles ‚verboten‘ oder ‚unüblich‘ oder ‚unschön‘.“ (S. 21).

Das Leben und die Kindheit von Amos sind gekennzeichnet von den unerfüllten Sehnsüchten, den Ängsten, Zwängen und Enttäuschungen der Eltern (S. 672-673), wie auch ihrer Nachbarn, Bekannten und Freunde (S. 29, 762-763):

Der hoch gebildete, allabendlich in seine Bücher und Karteikarten vergrabene Vater, der darauf hofft, Professor zu werden wie sein berühmter Onkel Joseph Gedalja Klausner, stattdessen aber die meiste Zeit seines Erwerbslebens „mühsam als kleiner Bibliothekar in der Zeitungsabteilung der Nationalbibliothek“ in Jerusalem verbringt (S. 404-405). Der sich stundenlang in Diskussionen über politische, literarische und philosophische Themen ereifern kann, aber dem es nicht gelingt, im Privatbereich seine Gefühle zu zeigen. Die schöne, intelligente und gefühlvolle Mutter, die von offenherzigen Beziehungen mit „verwandten Seelen“ und „feinsinnigen Künstlern“ träumte (S. 404), und deren „schleierumhüllte[s] Schönheitsideal[...] jäh auf dem nackten, heißen und staubigen Jerusalemer Fels“

„zerschellte“ (S. 350). Die, wie die meisten der Emigranten, schwer an den grauenvollen Nachrichten über all die von den Nationalsozialisten ermordeten Menschen ihrer Heimatstadt zu tragen hat (S. 352). Die sich, wie auch der Vater, einsam verzehrt in ihrer Sehnsucht nach einem verlorenen Europa, von dem beide bitterlich enttäuscht sind, enttäuscht wie auch von ihrer Ehe.

All diese unerfüllten Hoffnungen und unterdrückten Sehnsüchte, die Enttäuschungen und Ängste spiegeln sich in der Beschreibung der engen, stets kühlen und düsteren „Kellerwohnung“ (S. 7-8) der kleinen Familie. Dabei herrschen Verben und Adjektive vor, die Konnotationen von Gefangenschaft, Kälte und Krankheit hervorrufen und sich zu einer bedrückenden Gefängnis- und Todesmetaphorik verdichten:

„Ein dunkler, schmaler, niedriger Flur, ähnlich einem Fluchttunnel aus einem Gefängnis, verband die winzige Küche, den engen Bad- und Toilettenraum und die beiden kleinen Zimmer miteinander. Eine schwache Birne, im eisernen Käfig gefangen, beleuchtete diesen Flur selbst tagsüber nur dürftig. [...] Durch vergitterte Fensterchen spähten Küche und Bad in einen kleinen, von hohen Mauern umgebenen Gefängnishof, einen Hof, auf dem eine bleiche Geranie in einem rostigen Olivenkanister ohne einen einzigen Sonnenstrahl dahinstarb.“ (S. 7). Auf diese Weise wird eine bedrückende Atmosphäre von Enge, Finsternis und Todesnähe evoziert.

In all dem klingt bereits eine Vorausdeutung der ausbrechenden Krankheit und des Suizids der Mutter an, die Amos vielleicht schon als Kind unbewusst spürt. So hat er bereits als Fünfjähriger die Phantasie, unter Einsatz seines Lebens „die schönste von allen“ Frauen aus einer „Feuersbrunst“ zu retten – während sein Vater hilflos daneben steht – und dafür ihre Liebe zu erlangen (S. 432-433). Diese ödipale Phantasie kehrt jahrelang in verschiedenen Variationen wieder, bis er als Erwachsener begreift, dass es die eigene Mutter ist, die er da in Gedanken wieder und wieder vor ihrem Selbstmord rettet und dafür ihre Liebe gewinnt (S. 756-757). Dieser Liebe hatte er sich nach ihrem Suizid, durch den sie ihn, ihren zwölfjährigen Sohn, „verlassen“ hatte, nicht mehr wert gefühlt; er meint, sie habe ihn „nie geliebt“ (S. 346-348).

Die Metaphern der Schwere und Bedrückung des Lebens in der engen Wohnung der Familie werden dadurch verstärkt, dass diese Wohnung „in einen Berghang gehauen“ ist. So ist der Berg der „Nachbar jenseits der Wand“, durch die „wie leichter, hartnäckiger Moderhauch, die Kälte, die Dunkelheit, die Stille und die Feuchtigkeit dieses schwermütigen Nachbarn“ zu der kleinen Familie hinübersickern (S. 8). Es herrscht eine „erstickende Kelleratmosphäre“ (S. 672). Sie ist sinnbildlich für die Bergelasten in der Beziehung zwischen den Eltern, für ihre

Gefangenschaft in sich selbst, in den je eigenen Problemen, Sorgen und Nöten. Für die „Berge von Wissen“ (S. 405), hinter denen sich der Vater verschanzt. Für seine „Berge von Worten“ (S. 754, 329). Für den „Berg“ der „Stille“ und der „Finsternis“ der Mutter, ihre sich auch in der Familie ausbreitende Finsternis (S. 706-707), die Depressionen bis hin zu ihrem Tod. Für „die Last des Unerfüllten“ im Leben der Eltern (S. 673), ihre „Berge“, die sie dem Sohn aufladen, damit er sie eines Tages vollende (S. 428-429, 673).

In diesem „Unterseeboot“ (S. 37), mit dem der Ich-Erzähler die Verslossenheit der beengenden Wohnung vergleicht, sind Bücher „der dünne Lebensnerv, der [ihr] Unterseeboot mit der Außenwelt“ verbindet. (S. 475). Aus diesem Kontext der Enge und der Angst vor den tödlichen Bedrohungen, die „die ganze Welt“ (S. 11-12), aber auch das Jerusalem jener Zeit für die eingewanderten Juden bereithält (S. 38, 475-476), entstammt der eingangs zitierte, fiktional erinnerte Ausspruch des Ich-Erzählers: sein Wunsch, ein Buch zu werden. Denn Menschen, auch Schriftsteller, so weiß der Junge, können „wie Ameisen“ getötet werden (S. 38), wohingegen bei Büchern die Chance bestehe, dass „ein einzelnes Exemplar trotz allem überlebt[...].“ (S. 476).

Ein neues Leben

Als Kontrast zu der bedrückenden Enge und „Finsternis“ des Lebens in Kerem Avraham steht für den Jungen von Anfang an auch das Leben der starken, mutigen und gesunden Pioniere „hinter den Bergen“ des Jerusalemer Lebens (S. 12). Das Leben derer, „denen es gelungen war, sich das Dunkel der Nacht zum Freund zu machen“ (S. 12) – und genau danach sucht er. „Dort“, „in weiter Ferne“, so glaubt der Junge, ereigne sich das „wirklich[e] Leben“ (S. 12-13). Und „dorthin“ zieht er als knapp Fünfzehnjähriger, zwei Jahre nach dem Suizid seiner Mutter – gegen den Widerstand des Vaters – in der Hoffnung, „ein völlig neues Leben anzufangen“ (S. 748) und der „Kelleratmosphäre“ mitsamt der ihm von den Eltern aufgeladenen „Berge“ zu entfliehen (S. 672-673). Um vollends mit seiner Jerusalemer Vergangenheit und der „diasporaverhafteten“, bedrückenden „Wüstengeneration“ seiner Eltern zu brechen, bringt er seinen Vater und „ganz Jerusalem“ um (S. 719-720), indem er seinen europäischen Familiennamen in den hebräischen Namen „Oz“: „Kraft“ ändert. Die „Kraft“, aus der heraus er im Kibbuz als Mitglied des starken „neue[n] hebräische[n] Volk[s]“ leben möchte (S. 719).

Für sein „völlig neues Leben“ im Kibbuz Hulda nimmt Amos sich weitere Vorsätze vor, zu denen neben Sonnenbräune und kaltem Duschen auch die Absicht, schweigsam aufzutreten,

„keine Gedichte mehr [zu] schreiben“ und „kompromisslos mit jenen nächtlichen Hässlichkeiten [der Masturbation] auf[zu]hören“, gehören (S. 748). Doch obwohl er – bei aller Schikanen durch seine neuen Klassenkameraden, die ihn für eine Art „Außerirdischen“ halten – von seinen Pflegeeltern freundlich aufgenommen wird und liebenswerten Menschen begegnet, fühlt Amos sich selbst trotz aller Sonnenbräune, Feldarbeit und kaltem Duschen immer als ein Außenseiter, ein „ruheloses Jerusalemer Nichts“ (S. 753, 795-797). Der Jugendliche spürt, dass er sich und seine Jerusalemer Herkunft nicht verleugnen kann.

So beginnt er heimlich und „beschämt“ wieder zu schreiben, obwohl er sich in einen „Bauern [hatte] verwandeln“ wollen (S. 754). Doch er erkennt, dass in Hulda „selbst die bäuerlichsten Bauern [...] bei Nacht Bücher lasen“ und tagsüber bei der Arbeit darüber diskutieren (S. 754): „Genau wie zu Hause.“ (S. 755). Zum Schreiben fehlt ihm bislang allerdings der „wahre Ort“ und die Inspiration, da er sich nun in Hulda ebenso wenig an solch einem „wahren Ort“ in „der wirklichen Welt“ fühlt wie in anderer Hinsicht zuvor in Jerusalem: „Der Platz des wahren Schriftstellers war eindeutig nicht hier [in Hulda], sondern dort, in der großen weiten Welt.“ (758-759).

Dies ändert sich durch die Lektüre von Sherwood Andersons ‚Winesburg, Ohio‘, die ihm „die Augen für das Beschreibenswerte um [ihn] herum“ öffnet. Der Jugendliche Amos begreift, „dass die geschriebene Welt nicht von Mailand und London abhängig ist, sondern immer um die schreibende Hand am Ort ihres Schreibens kreist: Hier bist du – hier ist der Mittelpunkt des Universums“. (S. 764). Er versteht, wo er herkommt und wo er ist, findet seinen persönlichen Standort (S. 762-764). So erkennt er, dass der Ort, an dem er steht, der Ort ist, an dem das Leben stattfindet,² sein Leben und das Leben der Menschen, die mit ihm lebten und leben, in Kerem Avraham wie in Hulda, jede/r von ihnen der Literatur würdig.

Seine erste Leserin ist – wie der Ich-Erzähler betont: „bis heute“ – seine Frau Nily (S. 802), die große Liebe des jungen Erwachsenen im Kibbuz. Nily, deren „verschwenderische, unbegrenzt sprühende Lebensfreude“ in Kontrast steht zu der „Finsternis“ seiner Mutter und der ihm eigenen „Finsternis“, zu der Schwermut seiner Jerusalemer Welt (S. 800-801). Durch Nilys Liebe berührt und beschenkt, ist der herangewachsene Protagonist, der sich seit dem Suizid der Mutter für nicht liebenswert hielt (S. 346-348), in der Lage, sich schreibend zu erinnern. Durch das Schreiben wiederum wird er fähig, seine „Dunkelheit“ so zu integrieren, dass er selbst lieben kann, ohne dass seine „Finsternis“ Nilys „Sonnenlicht“ aufzehrt (S. 802). Auf diese Weise gelingt es dem Protagonisten, der enttäuschten Liebe zu seiner Mutter – und letztlich seiner Eltern zu ihrem Leben – schreibend „eine zweite Chance zu geben“.

² Vgl. Martin Buber, Der Weg des Menschen nach der chassidischen Lehre. Mit einem Nachwort von Albrecht Goes, Gütersloh¹⁵2006, S. 49-53.